

Das Wirthshaus zu Gransac.

„Welcher Ort ist da vor uns?“ fragte ich den Postknecht.

„Gransac, Herr Hauptmann.“

„Gransac? Kann man behaglich über Nacht bleiben?“

„Das glaub' ich. Es ist das beste Wirthshaus; weit und breit kein besseres.“

Das war mir lieb zu hören, denn ich fühlte mich sehr matt. Es ist keine Kleinigkeit, von einer Krankheit halb genesen, wieder aufbrechen und eine Reise von mehreren hundert Stunden machen zu müssen. Mein Regiment lag in Perpignan, und ich kam aus Nantes. Eine schöne Strecke Weges! Und von Perpignan aus stand mir noch eine anmuthige Wanderung an der Spitze meiner Kompagnie durch das verdamnte Katalonien bevor, wo schon so mancher brave Franzose sein Grab fand.

Wir fuhren in den kleinen Ort hinein, der recht anmuthig am Fuße seiner umbüschten Hügel gelagert ist. Wir hielten vor einem hübschen Hause. Thomas, mein Bedienter, sprang ab und hob mich aus dem Wagen. Der Wirth, ein freundlicher Mann, führte mich ins Zimmer, nachdem er seinen Leuten Befehle wegen meines Gepäcks gegeben hatte.

In der Stube, die sehr heiter, geräumig und reinlich war, wimmelte Alles von kleinen Mädchen. Einige saßen am Tische,

einige unter dem Tische; einige kletterten am Fenster hinauf; einige von den kleinsten spielten am Fußboden. Ein erwachsenes Mädchen von ungefähr sechszehn Jahren hielt ein Kind von einem Jahre auf den Armen, und tanzte mit demselben unter den andern umher. Im Winkel des Zimmers saß ein junger Mann, der den Kopf auf seine Hand gestützt hielt, nachdenkend schien, und sich wenig um den Lärm der Kinder oder um die Anmuth der Tänzerinnen bekümmerte.

„Still da!“ rief der Wirth, als er mit mir ins Zimmer trat: „Annette, führe das wüthende Heer ins Freie hinaus! und du, Fanchon, bereite dem fremden Herrn sein Stübchen, Nummer acht. Er bleibt über Nacht.“

Auf dies Gebot hin führte Annette, eine zarte Amorette von etwa vierzehn Jahren, den ganzen Schwarm der Kleinen hinaus. Fanchon, die Tänzerin, machte nur eine flüchtige, zierliche Verbeugung zum Gruß, tanzte zu dem nachdenkenden jungen Manne und sagte: „Mein Herr Philosoph, bequemen Sie sich ein wenig, meine jüngste Schwester zu unterhalten. Ich hoffe, Sie werden galant sein.“ Und mit den Worten pflanzte sie ihm das Kind, welches sie bisher im Arm getragen hatte, auf den Schoos. Es schien ihm nicht gelegen zu sein, aber er nahm es doch.

„Sie sind wohl gesegnet, Herr Wirth!“ sagte ich, und zeigte auf den davonspringenden Schwarm der Kleinen: „Gehören sie Ihnen alle an?“

„Ich wäre es, des Wunders wegen, zufrieden!“ erwiderte Herr Albret, so hieß der Wirth: „Mir aber gehört davon nur ungefähr die Hälfte an; die andere Hälfte sind Gespielen, die zum Namenstage meines dritten Mädchens gekommen sind.“

„Und wieviel Kinder haben Sie, Herr Albret?“

„Sechs Mädchen, mehr nicht.“

„Hilf Himmel! Alles Mädchen? Sechs Mädchen?“

„Danke Gott! müssen Sie sagen, Herr Hauptmann. Ein Vater kann sich kein glücklicheres Loos wünschen, wenn die Mädchen hübsch sind. Denn immer fällt von ihrem Glanz etwas auf ihn zurück. Alle Welt liebkoset ihn, weil alle Welt die Mädchen im Sinn hat. Das bemerk' ich jetzt schon und erwirbt mir meine Fanchon. Ist die ausgeflogen, macht man mir schöne Mienen für Annetten. Ist Annette davon, gilt es für Julietten; mit der fertig, für Caton; dann für Celestine, dann für Eison und was noch nachrückt.“

„Doch gestehen Sie, Herr Albret, die Aussicht ist nicht angenehm, sie alle nach und nach an Männer geben und aus dem Haus verlieren zu müssen.“

„Nein, ich sehe es anders, als Sie. Ich lege mein Kapital nur an Zins, wenn ich die Töchter weggebe. Ich werde Großvater, dem die jungen Weiber ihre Kinder bringen. Da ist wieder neuer Lebensgenuß.“

„Sie trösten sich, Herr Albret. Aber sechs hübsche Knaben statt der Mädchen hätten Sie doch stolz gemacht.“

„Knaben? Daß sich's Gott erbarme! Die wilden Buben hätten mir vor der Zeit mit Balgereien und Lämmelstreicheln graues Haar gemacht, während ich mich bei meinen Töchtern verjünge. Wären die Söhne reif, würde der eine als Kaufmann beim Einmaleins verdorren, der andere sich fürs Vaterland zum Krüppel, der dritte sogar todt schießen lassen, der vierte über Land und Meer gehen, der fünfte ein lustiger Habenichts werden, der sechste pflücker sein wollen, als der Vater. Das taugt nichts.“

Indem hüpfte Fanchon herein, verneigte sich freundlich gegen mich und sagte: „Ihr Zimmer ist in Ordnung; es steht bei Ihnen, es zu beziehen.“ Der Wirth ward abgerufen. Ich nahm meinen Hut, um mein Zimmer zu suchen.

„Erlauben Sie,“ sagte Fanchon, „ich habe die Ehre, es Ihnen zu zeigen.“ Dann war sie mit ein paar kleinen Sägen vor dem

Manne, dem sie das Kind gegeben: „Herr Philosoph, Sie sind gegen Ihre kleine Dame sehr unartig. Sehen Sie, wie Lison Sie anlächelt. Geschwind küssen Sie ihr die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung.“ Damit hielt sie ihm das Händchen des Kindes vor den Mund. Der Mann lächelte finster und sah kaum auf.

Dann sprang sie zu mir und sagte: „Ich habe die Ehre.“ So flog sie vor mir her, eine Treppe hinauf. Da öffnete sie die Thür eines kleinen saubern Zimmers. Sie mußte aber lange warten, ehe ich ihr nachkam. Ich entschuldigte mich wegen der Langsamkeit, ich sei ein Halbgenesener.

„Sie werden sich bei uns vollkommen herstellen,“ sagte sie: „die Bäder von Gransac thun Wunder, wie Sie wissen.“

„Davon weiß ich kein Wort, schöne Fanchon. Also Heilbäder haben Sie?“

„Die berühmtesten in der ganzen Welt. Man kommt sogar von Toulouse und Montpellier. Es verläßt uns Niemand, als vollkommen gesund und vergnügt.“

„Wer könnte Sie denn, schöne Fanchon, vergnügt verlassen?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, wenn's sein muß, Herr Hauptmann. Ich verstehe mich darauf, die Leute zu quälen, daß sie froh werden, meiner los zu sein.“

„O ich bitte, erweisen Sie mir die Ehre, mich auch ein bißchen zu quälen.“

„Dazu kann Rath werden. Doch jetzt muß ich dem Philosophen drunten mein Schwesterchen abnehmen.“

„Wer ist, wenn ich fragen darf, der Herr, den Sie Ihren Philosophen nennen?“

„Ein äußerst liebenswürdiger, geistreicher, angenehmer junger Mann, der bloß den Fehler hat, daß er nicht lachen kann, selten spricht, und wenn er spricht, mit nichts zufrieden ist. Er nennt

sich Herr von Drny, und ist ein Badgast, der unsere Bäder wegen ihres Schwefelgeruchs zur Hölle wünscht."

Ein Knix bei diesen Worten und sie war verschwunden.

Ich gestehe, das Mädchen war reizend genug, unsereinen zu quälen. Ich beschloß, den folgenden Tag in Gransac zu bleiben und das Bad zu gebrauchen. Wo konnte ich angenehmere Gesellschaft und Bewirthung finden? Der Erholung war ich bedürftig.

In der Einsamkeit meines Zimmers hatte ich aber Langeweile. Ich ging hinaus, wenigstens den schönen Schmetterling Fanchon zu sehen. Sie flatterte umher, Gott weiß, wo. Mir blieb Niemand zur Unterhaltung, als Herr von Drny, der mit den Fingern an den Fensterscheiben einen Marsch trommelte.

Ich fragte ihn nach der Natur der Bäder. Er sagte: „Sie stinken schon, wie faule Eier.“ — Ich sagte, daß ich ihretwillen eigentlich nicht gekommen sei. Er antwortete: „Desto besser für Sie.“ — Ich meinte, die Gegend umher scheinne angenehm zu sein. Er erwiderte: „Was liegt daran? die Menschen sind desto unangenehmer.“ — „Doch eine Fanchon möchte man wohl noch dulden!“ — fügte ich hinzu. — „So gut, wie eine Hornuss, die einem um den Kopf sumset.“

Indem that der Herr von Drny, als ich ihm den Rücken zukehrte, einen lauten Schrei. Ich fuhr erschrocken zusammen. Ich wollte ihm beispringen. Da stand Fanchon vor ihm mit lieblicher, drohender Geberde, in der emporgehaltenen Hand eine Stecknadel, mit der sie ihn hinterrücks in die Schulter gestochen hatte. „Wissen Sie auch, mein Herr, daß wir Hornussen stechen können? Das ist die geringste meiner Strafen; zittern Sie vor der schwersten!“

„Dann würden Sie sein Herz treffen!“ sagte ich.

„O, man trifft gar keins an beim Herrn von Drny!“ versetzte sie und ging schnell davon.

Der junge Mann brummte und verließ das Zimmer. In der

That ein seltsames Schauspiel für mich. Noch nie hatte ich einen Mann seines Alters, der Welt und Lebensart und ein angenehmes Aeußere von der Natur hatte, so unempfindlich gegen den Muthwillen eines hübschen Mädchens gesehen.

Allein wollte ich nicht bleiben. Ich ging ins Freie, besah aus Langeweile die Umgebung des Hauses, und trat in den daranstoßenden Garten, wo Fanchons jüngere Schwester, Annette, Blumen begoß. Ich sah mit Lust der Thätigkeit des Geschöpfes zu. Ich pries den Vater selig. Dieser Engel, an den Grenzen seiner Kindheit, noch mit aller Harmlosigkeit und Unschuld derselben, und doch schon im keimenden Reiz der Jungfräulichkeit, würde, so zwischen den Blumen schwebend, in Leonardo de Vinci's Gemälde der Madonna zum Felsen reizender, idealer, als jedes der feinen gegeben sein.

„Wer kommt?“ sagte sie, ohne sich umzusehen, indem sie meine Fußtritte hörte.

„Ein Dieb!“ sagte ich.

„Was will er stehlen?“ fragte sie lachend, ohne nach mir zu sehen.

„Annettes schönste Blume.“

Da setzte sie das Geschirr hin, und kam halb schüchtern gegen mich und sagte: „Die möchte ich doch selbst sehen.“

Ich warf die Augen umher, und erblickte eine halbaufgeblühte Moosrose. — „Darf ich sie brechen?“ fragte ich.

„Ein Dieb muß nicht fragen!“ gab sie zur Antwort, und reichte mir eine kleine Scheere zum Abschneiden.

„Ich stehle nicht für mich!“ sagte ich.

„Wem wollen Sie das Röschen geben?“ fragte sie.

„Dem schönsten Mädchen von Gransac.“

„Wohl, mein Herr, das muß ich erlauben. Aber kennen Sie denn die Mädchen von Gransac schon? Sie sind ja kaum seit einer Stunde angekommen.“

„Ich kenne nur das Schönste von allen.“

„Sie machen mich recht neugierig, mein Herr; erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Ich bitte Sie nur, sich ein Augenblickchen still zu halten!“ erwiderte ich, und steckte geschwind die Rose ihr ins Band, welches die vollen braunen Locken ihres Hauptes zusammenhielt.

„Sie sind irre, Sie sind irre! Meine Schwester Fanchon ist die schönste von allen?“

„Wie können Sie mir widersprechen, liebenswürdige Annette? Dürfen Sie Richterin in eigener Sache sein? Wenn ich nun erkläre, daß Sie für mich die Schönste der Schönen in Gransac sind, was können Sie dagegen sagen?“

„Nichts, als daß Sie mir bewiesen, für Sie sei das schönste Mädchen, das Ihnen nächste.“

So ging das Gezänk fort. Sie mußte die Rose behalten. Nun führte sie mich zu allen ihren Blumenschätzen herum. Wir wurden in kurzer Zeit bekannt mit einander. Ehe der Abend verging, ward ich's mit der ganzen Familie. Auch Frau Albret, die Mutter der sechs schönen Kinder, war ein anmuthiges Weibchen, geschwätzig, geistvoll, lebendig, wie Alle. Nur der Murrkopf Drny machte zu unsern Scherzen bei allem Gelächter keine Miene.

Aus einem Tage zu Gransac wurden acht Tage. Ich packte jeden Abend für den folgenden Morgen ein, und jeden Morgen richtig wieder aus. Fanchon hielt redlich Wort, und quälte mich ärger, als ihren Philosophen, der bei allen ihren Neckereien gleichgültig blieb. Nie ward ich süßer gequält, nie schmerzlicher. Wie konnte ich die feine, zarte, flüchtige, heitere Sylphide gelassen um mich her gaukeln sehen? Ich fühlte, wie gefährlich sie meiner Ruhe ward, und waffnete mich vergebens. Ihr selbst, kaum in ihr

sechszehntes Jahr getreten, ahnete nichts davon. Sie tändelte mit Amors Pfeilen, ohne deren Furchtbarkeit zu wissen. Sie vereinte mit allem Zauber jungfräulicher Anmuth leichtfertigen Kindersinn. Was man ihr Zärtliches sagte: ihre Schalkheit verdrehte den Ernst ins Komische.

Oft glaubte ich, daß sich für mich in ihrer Brust Theilnahme regte, wenn sie schwieg, wenn mit Wohlgefallen ihr Blick auf mir ruhte und ein unaussprechlich seelenvolles Lächeln ihrer Augen mir sagen zu wollen schien: Versteh' mich, Ungläubiger! — Aber mit nichts. Das war nur Gutmüthigkeit, eine gewisse Treuherzigkeit, die, wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, recht gut neben der Feinheit ihres Geistes bestand. Sie blieb, die sie war, und fühlte für mich nicht mehr, als für Andere, denen sie wohlwollte. Gefallsüchtig war sie gar nicht, und hatte es nicht Ursache zu sein. Denn sie gefiel und gewann Herzen, und wußte es, daß sie gefiel. Das machte sie nicht eitel, sondern gab ihr nur dankbare Freundlichkeit gegen alle Welt, wie Kinder haben, mit denen Jeder gern tändelt. Und jenes weibliche Zartgefühl, jener jungfräuliche Adel, welcher mit der Unschuld immer verbunden zu sein pflegt, gab selbst ihrem Muthwillen eine Würde, die Keinen vergessen ließ, daß er die Grenzen des Schicklichen nie verletzen dürfe, ohne ihrer Achtung auf immer verlustig zu werden.

Zuweilen schien es, als habe der junge Menschenfeind Orny höhere Rechte über sie, als ein Anderer. Ich muß gestehen, er war der Mann, der durch sein Aeußeres gefallen konnte. Selbst seine düstere Laune gab ihm etwas Anziehendes. Während ihm Alles nicht recht war, that er Allen recht; und während er beständig zu murren hatte, war er die gutherzigste Seele von der Welt. Ich trat einmal ins Zimmer, als Fanchon, inzwischen er mit verschränkten Armen darsaß und sie nicht ansehen mochte, ihm das Haar von der Stirn strich und mit der Hand die Falten seiner

Stirn wegzuglätten suchte. Ich gestehe, der Anblick dieser Fröhlichkeit erregte mir etwas eifersüchtigen Verdruß. Sie dachte aber so wenig Arges dabei, daß sie, auch da ihre Aeltern zugleich mit mir eintraten, ihre Stellung nicht im mindesten änderte, sondern die Poffen weiter trieb, über die wir Alle lachen mußten. Da von seiner Abreise Rede ward, blieb sie so gleichgültig, daß sie ganz in ihrer Art mit recht komischem Ernst ihm den Rath gab: „Gehen Sie mit dem Herrn Hauptmann nach Spanien. Da ist das wahre Paradies der Menschenfeinde. Man tödtet sich, wo man einander begegnet, und Sie, Herr von Drny, werden da der Menschen gewiß auf die eine oder die andere Art los.“

Ihre Schwester Annette hatte denselben unzerstörlichen Frohmuth, dieselbe Lebhaftigkeit und Anmuth des Geistes; nur athmete sie noch mehr in Kindlichkeit. Sie äußerte dabei mehr Innigkeit in ihren Gefühlen, als Fanchon. Es lag in dieser Unschuld wunderbare Hoheit. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßiger. Man konnte sagen, sie war schöner, als Fanchon; aber unmöglich, welche von beiden liebenswürdiger war.

Es machte mir Vergnügen, die Verschiedenheiten und Vorzüge dieser beiden Wesen zu beobachten. Annette war mir anhänglicher. Herr von Drny gefiel ihr wegen seines zuweilen bizarren Wesens weniger. „So etwas widersteht mir,“ sagte sie: „ich liebe den Himmel blau und rein.“ Mit kindlicher Vertraulichkeit theilte sie mir alle ihre kleinen Geheimnisse mit; forderte sie zu Allem, was sie vorhatte, meinen Rath. Selbst über ihren Anzug, und was sie wohl kleide, mußte ich meine Meinung geben.

Das Kind fesselte mich sehr. Aber auch wußte Annette schön und beweglich zu bitten, da ich endlich am achten Tage meines Aufenthalts zu Gransac den unveränderlichen Entschluß meiner Abreise anzeigte, so daß ich mich gezwungen sah, ihr nachzugeben, wenn Drny, der die Reise bis Perpignan mit mir zu machen entschlossen

war, und mehr als ich aufs Abreisen drang, noch ein paar Tage zugeben würde.

Ich erstaunte, da Drny kam und mich selbst noch um einige Tage Aufschub bat. „Haben Sie sich von Annetten bereben lassen?“ fragte ich: „Das hätte ich nicht von Ihrem eisernen Sinn erwartet.“

„Ah!“ sagte er, und fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wenn er ein mattes Lächeln, das ihn beschlich, wegwischen wollte: „Ich konnte es dem armen Kinde zuletzt nicht abschlagen, da ihm meine Weigerung Thränen auspreßte. Ich mußte mich mit der kleinen Here in Kapitulation einlassen, und sie schwachte mir noch acht Tage ab, unter dem Versprechen, dann keine Silbe mehr einzuwenden. Als ich endlich einwilligte — und wie war es anders möglich? — fiel sie mir in närrischer Freude um den Hals und gab mir sogar einen Kuß. Sie war ganz ausgelassen.“

„Oh!“ sagte ich: „um solchen Preis kann man sich oder einen Reisegefährten schon verkaufen.“

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Hauptmann, zu reisen, wenn Sie wollen. Mein Wort bindet mich. Es würde mir aber angenehm sein, Sie auf der Fahrt nach Perpignan begleiten zu können.“

Ich versicherte ihn, daß mir zuviel daran gelegen wäre, des Vergnügens seiner Gesellschaft zu genießen, als daß ich nicht noch eine Woche zugeben sollte, da mir ohnedem die Ruhe zu meiner kaum hergestellten Gesundheit wohlthätig schiene.

Als ich bald darauf Annetten wieder sah, hüpfte und tanzte sie mit triumphirender Miene vor mir.

„Gelt, mein Herr, unsereins kann auch noch einen Halbwilden, wie den Herrn von Drny, zähmen!“ sagte sie lachend.

„Ich glaube es wohl, mit Gewaltsmitteln, mit denen Sie ihn bestürmten, würden Sie mich auch überwältigt haben. Ich beneide ihm aber weniger die Art, mit welcher Sie ihn zur Kapitulation trieben, als den Dank, den Sie ihm gewährten.“

Sie lächelte mich schweigend und denkend mit unbeschreiblicher Holdseligkeit an.

„Wenigstens glaub' ich doch,“ fuhr ich fort, „ohne ungerecht zu sein, ebenfalls um so süßen Lohn bitten zu dürfen, als ihm umgebeten zu Theil ward.“

Sie starrte mich ernst mit sonderbarem, durchdringendem Blick an, indem eine feine Röthe über ihr Engelsgesicht flog. Plötzlich drehte sie sich um, und tanzte, ein Volksliedchen trillernd, davon. Den Lohn empfing ich nicht. Nun erst argwöhnte ich, daß ich bei ihr, wie bei ihrer Schwester Fanchon, der gutmüthige Narr im Spiel gewesen, und auf meine Rechnung genommen hatte, was eigentlich nur aus Theilnahme für Drny geschehen war. Ich gab mich zufrieden.

Die acht Tage verschwanden schnell. Es hat mich oft nachher gereut, die Zeit meines Aufenthalts in Gransac bei dieser zauberischen Familie verlängert zu haben. Denn immer näher und enger wurde ich an diese Herzen geflochten. Fanchons Schönheit machte zu lebhaften Eindruck auf mich. Ich liebte das Mädchen mit wachsender Leidenschaft, und war um so unglücklicher, da ich mich überzeugte, daß sie gar keine Ahnung von dem hatte, was Leidenschaft sei. Sie ward weder zurückhaltender noch traulicher, als sie am ersten Tage gewesen. Vielmehr schien sie dem mürrischen Drny weit näher zu stehen, oder sich mehr gegen ihn zu erlauben, etwa wie junge Mädchen in ihrem Verhalten unbedenklicher gegen betagte Leute zu sein pflegen. Aber wahrhaftig, Drny war nicht älter als ich, und ich doch auch nicht jünger als er.

Bisher, ich bekenne es, hatte ich mit Weibern getändelt, ohne mich selbst zu verstehen. Aber Fanchon war meine erste Liebe. Ich hatte alle Gewalt vonnöthen, damit ich mich nicht lächerlich mache. Inzwischen, die Scheidestunde kam. Und wahrlich, froh war ich, daß sie kam, wie herbe es auch meinem Herzen werden mochte.

Herr und Frau Albret waren so freundlich beim Abschiede, wie beim Empfang; Drny so trocken und kalt, wie man irgend sein kann, wenn man auf der Reise ein Wirthshaus verläßt. Fanchon, die mir nie reizender erschienen war, als in eben dem Augenblicke, da ich sie auf immer verlassen sollte, zeigte sich ganz unverändert. Beiden wünschte sie uns, mit gleicher Güte, glückliche Reise, gab einige drollige Einfälle dazu, und schien es darauf anzulegen, das Unangenehme eines Abschieds zu mildern, welches bei Trennung von Personen nicht fehlen kann, die mit einander frohe Tage und Wochen verlebt haben.

Nur die kleine Annette zeigte mehr Bewegtheit und Rührung. Sie hielt meine Hand eine Zeit lang; dann entfernte sie sich schnell. Wie sie nach einer Weile zurückkam, brachte sie eine frisch aufgeblühte Moosrose, und gab sie mir mit der einen Hand, indem sie mir in der andern eine verwelkte zeigte, die ich sogleich für diejenige erkannte, welche ich ihr am ersten Tage meiner Ankunft gegeben hatte. Sie sprach kein Wort. Ihr Gesicht war von Wehmuth überflossen. Als ich ihr zum Abschied die Hand küßte, fiel sie mir um den Hals, küßte mich, schluchzte heftig und eilte davon.

Jetzt erst bemerkte ich auch in Fanchons und ihrer Mutter Augen Thränen.

Wir stiegen ein; der Wagen fuhr davon.

Wir plauderten in den ersten Stunden wenig. Herr von Drny saß düster in einer Ecke, ich in der andern des Wagens. Das war mir schon recht. Auch das war mir recht, daß ich mir in seiner Gegenwart Gewalt anthun mußte; denn ich hätte weinen mögen, wie ein Kind. Fanchon, mit ihrem Thränenblick, schwebte mir immer noch neben dem Wagen.

Den andern Tag ward es mir schon leichter. Wir kamen über

Toulouse und das schlechtgebaute Carcassonne. Mein Reisegefährte, ohnehin nicht redselig, öffnete nur den Mund, wenn er etwas zu tadeln fand. „Die Leute sind nur da, sich gegenseitig mit ihren Narrheiten und Bosheiten zu plagen!“ sagte er: „Das ist in Palästen und Hütten vollkommen gleich. Ich bin vielleicht Andern ebenfalls zur Qual; aber ich bin es, weil man es mir ist.“

„Doch der schönen Fanchon schienen Sie eben nicht zur Qual zu sein!“ versetzte ich: „Oder wären Sie wohl grausam genug, gegen das harmloseste Wesen unter dem Himmel ungerecht zu sein?“

„Ich läugne nicht,“ erwiderte er, „Kinder sind unterm Mond die Engel des Lichts in der Hölle. Und Fanchon ist ein wahres Kind. Ich mied das Mädchen, weil ich in meinem Leben nie ein lebenswürdigeres gesehen. Ich wäre länger in Gransac geblieben; denn die Abgeschiedenheit des kleinen Orts gefiel mir, so wie eine Art dummer Gutmüthigkeit der Leute, die wenigstens ihre Thorheit oder Lücke nicht recht zu übersirnißen wissen. Aber ich blieb nicht, weil Fanchon da war.“

„Welch ein Widerspruch!“ rief ich.

„Keiner!“ antwortete er: „Das Mädchen wäre vielleicht allein fähig gewesen, mich um alle Früchte meiner schmerzlich erworbenen Welt- und Selbstkenntniß zu bringen; mich zum Narren zu machen, oder mein Glend zu verdoppeln.“

So sprach er und brach ab. Ich versuchte umsonst, ihn über die Familie Albret, bei der er beinahe ein Vierteljahr gewohnt hatte, zu weiteren Gesprächen zu verleiten. Er antwortete entweder gar nicht, oder allenfalls mit einem Kopfnicken oder Achselzucken.

Wie er schon in Gransac gesagt hatte, war seine Absicht, mit mir bis Perpignan zu fahren, um mich dort zu verlassen. Seine Geschäfte kannte ich nicht. Auf der zweiten Station hinter Carcassonne fand er im Posthause eine Landkarte an der Wand. Er stand lange davor, rieb sich die Stirn, schrieb sich dann Einiges

in die Brieftasche, kam zu mir und sagte: „Es ist besser, ich reise nach Marseille, und von da nach Italien.“

Trotz dem setzte er sich doch wieder zu mir in den Wagen. Wir fuhren bis in die dunkle Nacht. Der Mond schien hell. Es war etwas Feierlich-Anmuthiges, längs den Gebirgen hinzufiegen, deren Wälder und Gipfel in scharfen Umrissen ihre Zacken und Hörner am reinen Himmel darstellten.

Plötzlich wandte sich auch der Herr von Drny, der bisher geschlafen zu haben schien, über den Schlag des Wagens hinaus, um die Gegend zu betrachten.

„Was ist das für eine Ruine dort am Berge?“ rief er dem Postknecht zu.

„Das Schloß Loubre!“ erwiderte dieser.

„Richtig!“ sagte Herr von Drny: „Also ist drüben der Weg von Siegean?“

„Allerdings!“ entgegnete der Fuhrmann: „Es sind noch keine vier Wochen, da auf jener Straße bei mondheller Nacht, wie die heutige ist, eine Kutsche mit Reisenden von Räubern überfallen wurde. Mein Schwager Mathieu, der sie fuhr, wurde ermordet.“

„Und von Belloc sind wir nicht mehr weit?“ fiel ihm Drny ins Wort.

„Eine kleine halbe Stunde!“ erwiderte der Postknecht.

Nun warf sich Drny wieder in den Winkel des Reisewagens zurück und sprach kein Wort mehr.

Ich betrachtete aufmerksam die düstern, riesenhaft emporgehenden Mauergetrümmer des alten Schlosses. Sie gewährten in der wilden stillen Einsamkeit, vom Mondlicht wunderbar beleuchtet, einen recht schauerlichen Anblick. Ueberhaupt sehe ich nie dergleichen Ruinen, ohne eine ganz eigene Empfindung von Schwermuth und Bangigkeit zu haben. Denn ich denke mir unwillkürlich eine lange Reihe von Jahren und Unglückstagen derjenigen hinzu,

die dort einst lachten und weinten, geboren wurden und starben, vom Urvater bis zum Urenkel hinab. Und das große Bild der Vergänglichkeit Aller schließt sich zuletzt mit dem Untergang ihres eigenen Hauses.

„Dies Schloß aber scheint mir noch nicht lange öde zu stehen!“ sagte ich zum Postknecht.

„Meinetwegen mögen es acht oder zwölf Jahre sein, daß es niedergebrannt wurde mit Allem, was darin war!“ antwortete der Fuhrmann.

„Erschrecklich! Und durch welche Umstände kam so großes Unglück?“ fragte ich weiter.

Er gab zur Antwort: „Wodurch? Das Landvolk war zusammengelaufen beim Ausbruch der Staatsumwälzung. Die Herrschaft war verhaßt wegen ihrer Strenge und Härte. Da ward gestürmt und Alles niedergebrannt. Es war eine reiche Gräfin, der das Schloß gehörte. Sie ist verbrannt.“

„Falsch?“ rief der Herr von Drny plötzlich neben mir.

„Wohl, Herr!“ entgegnete der Fuhrmann: „Ich weiß das aus dem Munde zuverlässiger Leute, die es mir erzählt haben. Auch ein junger Mensch, der im Schlosse geboren war, der der alten Gräfin Sohn gewesen sein soll, und den sie nicht hat anerkennen wollen, ist mit verbrannt. Das haben mir rechtschaffene Leute gesagt, die es wohl wissen können.“

„Die haben gelogen!“ rief Herr von Drny.

„Meinetwegen, wenn Sie es nicht glauben, oder besser wissen wollen, warum fragen Sie mich?“ brummte der Postknecht unwillig; wandte sich wieder zu seinen Rossen, gab ihnen die Peitsche und jagte davon, daß es saufete.

„Also sind Sie davon unterrichtet?“ sagte ich zu Herrn von Drny.

„Ziemlich genau,“ entgegnete er; „denn ich selbst bin der Sohn, der dort verbrannt sein soll.“

„Wie? Sie selbst der Sohn und Enkel der alten Inhaber jenes Schlosses?“ rief ich verwundert. — Die Geschichte oder dieser Zufall machte einen besondern Eindruck auf mich.

„Ich bin Niemand's Sohn!“ brümmte er.

„Aber Sie sagten erst vorhin, Sie wären —“

„Nun ja,“ antwortete er, „das ist kein Widerspruch.“

Er schien meine Neugierde zu bemerken, und, was mich sehr freute, er that ihr, ohne sich darum bitten zu lassen, mit folgender Erzählung Genüge.

„Bis in mein fünfzehntes Jahr wurde ich vom Pfarrer desjenigen Dorfes erzogen, dessen Lichter wir vor einer halben Stunde aus der Dunkelheit rechter Hand schimmern sahen. Ich hielt ihn für meinen Verwandten, oder gar für meinen Vater, der er vermöge seines Amtes nicht hätte sein dürfen. Ich hatte mich geirrt. Ich erfuhr erst nachher, daß ich ganz anderer Leute Kind sei; daß man mich ihm im vierten Jahr meines Lebens zugeführt hatte; daß er regelmäßig für mich ein ansehnliches Kostgeld erhielt; daß er sogar Verbindlichkeiten hatte, mich auf die beste Weise zu erziehen.

„Wenn ich ihn um meine Aeltern fragte, erwiederte er gewöhnlich nur: „Kind, du fragst mich zu viel. Deine Aeltern sind längst gestorben. Ich habe sie nicht gekannt. Man hat dich mir übergeben. Man zahlt mir für dich ein anständiges Kostgeld. Daher vermuthe ich, du müßtest wohl gutes Vermögen besitzen. Doch wieviel und wo, das erfährst du einmal, wenn du älter bist.“

„Ich liebte den ehrwürdigen Mann sehr. Mein junges Herz fühlte das Bedürfnis, sich an ein Herz zu schließen. Es war mir nicht wohl, keine Aeltern mehr, keine Seele zu haben, der ich näher angehöre. Ich beneidete die ärmsten Kinder des Dorfes um

das Glück, von einer Mutter umarmt, von einer Mutter geküßt werden zu können.

„Der alte, fromme Herr gab mir eine ganz gute Erziehung in seiner Art. Er unterrichtete mich in Sprachen und Wissenschaften. Als ich fünfzehnjährig war, brachte er mich nach Montpellier, ein Jahr darauf nach Toulouse, um meine wissenschaftliche Ausbildung vollenden zu lassen. Dann sah ich ihn nie wieder, denn er starb. Doch bezog ich regelmäßig ein bestimmtes Geld vierteljährlich von einem Banquier, an den mich der Pfarrer gewiesen hatte. Ich glaubte lange, das komme von meinem ehrwürdigen Pflegevater. Vom Banquier aber vernahm ich, daß bald dieses, bald jenes Pariser Haus Aufträge für mich ertheile.

„Ich war glücklich. Wer sollte es nicht in jenem Alter sein? Meine Leidenschaften waren im Erwachen. Ich hatte eine glühende Einbildungskraft; ich war Dichter; die Welt strahlte mir in rosenfarbenem Licht. Ich schwärmte unter schönen Täuschungen. Ich kannte die Menschen nicht. Ich liebte sie alle mit ungebundener Hingebung meines ganzen Wesens. Ich hatte mehr Geld, als nöthig war. Ich konnte froh leben und Vielen helfen. Ich hatte einen Freund, dem ich mit ganzer Seele anhing; und noch mehr, ich empfand zum ersten Male das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden. Alle Seligkeiten des Lebens waren vor mir aufgethan. Wahrlich, ich komme mir jetzt wie ein Wahnsinniger vor.

„Wenige Wochen zerstörten alle meine Himmel, und machten mich nüchtern. Ich war in mein neunzehntes Jahr getreten. Die Geliebte, die ich — nein, nicht liebte, sondern anbetete —, war von sehr guter Herkunft, aber mit ihrer Mutter, einer Majorswittve, in dürftigen Umständen. Ich beschloß, eine Anstellung zu suchen, und sobald ich dieselbe haben würde, der Auserwählten Hand zu erbitten, mein Glück zu erhöhen. Sie konnte, seit ich ihre Bekanntschaft gemacht, sehr anständig und ohne Sorgen mit

ihrer Mutter leben; denn ich ließ ihr, ohne daß sie es wußte, den größten Theil meines Einkommens zufließen. Dazu bediente ich mich meines Freundes und Vertrauten. Er mußte Mittel und Wege suchen, der Familie die Unterstützung auf eine Weise zu geben, daß dabei mein Name verborgen blieb. Denn ich wollte nicht Dankbarkeit, sondern Liebe. Ich fürchtete, das zarte Verhältniß zu verletzen, wenn ich vor der Geliebten, als Wohlthäter, erschiene.

„Inzwischen wußte ich nicht, daß mein Busensfreund Mutter und Tochter mit meinem Gelde, im eigentlichen Sinn des Worts, für sich unterhielt; daß er ihre Armuth und mein Geld benutzt hatte, sich den Besitz des Mädchens zu verschaffen; daß, wo ich in Demuth ihre Unschuld und Heiligkeit verehrte, sie mich betrog; daß ich, als ein einfältiger Tropf, bestimmt war, im Nothfall ihr Mann zu werden, wenn je die Folgen ihres schändlichen Umgangs mit meinem Freunde sie öffentlicher Schande preiszugeben drohten. Das Alles erfuhr ich sehr unerwartet, sehr zufällig. Ich wollte eines Morgens der Geliebten zu ihrem Namenstage ein Geschenk bringen. Sie öffnete leise und halb, auf mein Anpochen, die Thür ihres Zimmers; schien die Thür wieder vor mir schließen zu wollen, that aber einen durchdringenden Schrei und stürzte zu Boden. Ich trat erschrocken hinein, und sah meinen Freund, beschäftigt, sich anzukleiden. Ich verlor beinahe die Besinnung. Er stand verstummt und beschämt da. Ich floh mit Abscheu. Ich war in Verzweiflung. Ich versiel in ein hitziges Fieber. Nach meiner Herstellung erfuhr ich von andern Leuten, denen ich mich nie vorher anvertraut hatte, die Geschichte meiner Verrathung. Sowohl der Verräther als seine Buhlerin machten Versuche, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich stieß beide zurück. Von dem Tage an ward der Judas mein bitterster Feind. Er verhöhnte mich öffentlich. Wir schlugen uns. Ich schoß ihm durch den Arm. Er schwor mir, noch blutend, Tod und Untergang.

„In derselben Zeit erhielt ich einen Besuch, der mich von Toulouse entfernte. Es kam eines Tages ein Reisender zu mir. Nachdem ich ihm bewiesen hatte, daß ich wirklich derselbe sei, den er suchte, — ich mußte sogar deswegen mit ihm persönlich zum Banquier, von welchem ich meine Gelder zu erhalten pflegte — faßte er Vertrauen.

„„Herr von Drny,“ sagte er, „ich bin beauftragt, Ihnen dieses versiegelte Paket einzuhändigen. Sie werden so gütig sein, mir darüber einen Empfangschein auszustellen.“ — Ich nahm das Paket und gab die Quittung. Dann sagte er: „Herr von Drny, Sie werden wohl thun, sich auf der Stelle zur Gräfin von Loubre zu begeben, und von derselben Ihre Rechte, als Sohn, anerkennen zu lassen. Die Gräfin ist Ihre Mutter. Die Beweise dafür, zum Theil von der Hand Ihres unlängst in Schottland verstorbenen Vaters, sind in dem Paket. Es leidet keinen Widerspruch. Die bisherigen Zahlungen für Sie hören auf; es ist Sache Ihrer Mutter, für Ihre Zukunft zu sorgen.“ — So sprach er.

„„Wo ist meine Mutter? Wo finde ich meine Mutter?“ rief ich im freudigen Schrecken und Entzücken. Gott weiß, wie mir zu Muth war. Der Reisende sagte mir, daß sie wirklich seit achtzehn Jahren in Paris gelebt habe, und nun nach einer langen Abwesenheit zum ersten Male wieder, häuslicher Angelegenheiten willen, nach der Languedoc auf ihr Stammschloß Loubre gegangen sei, wo sie nur wenige Monate verweilen werde.

„Ich quälte den Reisenden vergebens mit Fragen über meinen Vater, über meine Mutter und deren Verhältnisse. Er wußte von Allem nichts; er kannte beide nicht einmal persönlich. Was er that, geschah aus Aufträgen, vermuthlich von der Familie meines verstorbenen Vaters. Der Beauftragte selbst war kein Franzose, sondern ein Engländer. Er hatte sein Geschäft vollbracht und verließ mich.

„Auch das Paket, welches ich mit zitternden Händen erbrach, gab mir über die Verhältnisse meiner Aeltern keine Auskunft, noch warum sie so lange angestanden hatten, mich als ihren Sohn anzuerkennen. Ich fand in dem Paket schriftliche Erklärungen von der Hand meines Vaters; Briefe, mich betreffend, von der Hand der Gräfin; Tauffcheine, Zeugnisse von meiner Amme, von einer mir unbekannten Pächterfamilie, bei der ich wahrscheinlich bis zum vierten Jahre meines Lebens verkostgeldet gewesen war; Zertifikate von meinem ehemaligen Pflegevater, dem Pfarrer, und andere Papiere, die unbestreitbar, wo nicht die Legitimität, doch die Legalität meiner Abkunft bewiesen.

„O wie gern verließ ich das mir verhaßte Toulouse! Ich hatte einen Freund, eine Geliebte verloren, nun aber eine Mutter wiedergefunden. Ich erinnerte mich aus meiner Knabenzeit, da ich noch beim alten Pfarrer gewohnt, zuweilen von der Gräfin im Schlosse zu Loubre gehört zu haben. Die Leute wußten damals nur, sie sei eben so schön, als unglücklich gewesen. Nun konnte ich mir dunkel denken, daß ich selbst mehr oder minder Ursache oder Folge ihres Unglücks gewesen sein mochte.

„Ich kam an. Ich begab mich zitternd aufs Schloß. Ich ließ mich bei der Gräfin melden. Ich hatte auf der ganzen Reise die Rolle eingelernt, die ich nun spielen wollte, eh' ich meiner Mutter als wiedergefundener Sohn an die Brust sinken wollte. Ich zitterte, daß Schrecken und Entzücken der Mutter ihr Herz brechen könnte.

Man führte mich in ihr Zimmer. Die Gräfin kam; eine edle Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößte, und welche noch von der Schönheit der Jugend so viel an sich trug, daß ich kaum glauben konnte, diese Frau habe mich geboren. Sie war noch nicht neununddreißig Jahre alt, aber sie glich einer Person, die kaum dreißig alt sein mochte.

„Ich trat zu ihr. Mein Herz war beklommen. Ich wollte zu

ihr aufblicken; aber meine Augen verdunkelten sich in Freudenthränen. Ich wollte reden; aber meine Stimme brach im Uebermaß meiner Wehmuth. Ich stammelte meinen Namen. Ich sagte, woher ich komme. Ich fragte, ob sie nicht einen verlornen Sohn beklagt habe. Ich sank zu ihren Füßen auf die Knie, und stammelte den Mutternamen.

„Sie schien erschrocken, und sagte: „Junger Mann, fassen Sie sich. Was ist Ihr Begehren? Zu wem wollen Sie? Warum weinen Sie?“ — Ich wiederholte ihr auf den Knien meine Geschichte, und nannte sie Mutter.

„„Junger Mensch,“ antwortete sie gelassen, „Sie sind irre. Ich bin zwar die Gräfin, die Sie suchen; aber ich war nie vermählt, bin es noch jetzt nicht, und habe noch weniger einen Sohn gehabt, folglich auch keinen verloren. Ohne Zweifel hat man sich mit Ihrer Leichtgläubigkeit einen unanständigen Scherz erlaubt, oder Sie nur zum Werkzeug gebrauchen wollen, mich zu beleidigen. Stehen Sie auf.“

„Ich stand auf, aber durch ihre Worte ganz verwirrt. Ich hatte Mühe, meine Besonnenheit wieder zu gewinnen. Ich sah sie nachdenkend und bewegt; aber in ihrer Miene lag nicht die süße Unruhe einer Mutter, die nahe daran war, einen verlornen Sohn zu umarmen, sondern die Unruhe der Verzweiflung und eines tödtlich-verwundeten Stolzes. Sie behandelte mich, wie Einen, den man zum Besten gehabt habe, oder der vielleicht wirklich ein Halbnarr sei. Das kränkte mich. Doch maß ich mir, meiner Uebereilung, meiner Verwirrung die Schuld bei, daß die Gräfin solchen Ton annehmen mußte. Ich setzte ihr also sehr ruhig und gelassen meine Verhältnisse auseinander; ich zeigte ihr aus meinen Papieren einige ihrer eigenen Briefe, verschiedene Zertifikate, ihre eigene erste schriftliche Erklärung, daß, wenn ich das Alter der Mündigkeit erreiche, sie es übernehme, für mein Loos zu sorgen,

und sie mir schon bei ihrem Leben einen guten Theil ihres Vermögens zusichern werde, damit ich nicht von der Familie in der Erbschaft einst verkürzt werden könne. Ich zeigte ihr darauf eine von ihr ausgestellte förmliche Schenkung zu meinen Gunsten von fünfzehntausend Livres Renten jährlich, die sie vor ungefähr zehn Jahren auf Verlangen meines Vaters ihm für mich übersandt hatte. Doch erschien ich im Schenkungsakt nicht als ihr Sohn, das erhellte nur aus ihren Briefen und einigen andern beigelegten Zeugnissen. Nun verlangte ich ihre Willensäußerung zu wissen.

„Sie war in unbeschreiblicher Bestürzung. „Junger Mensch,“ sagte sie endlich: „ich war nie vermählt. Sie werden begreifen, daß ich Sie nicht für meinen Sohn erklären, und mich in meinem Alter dem öffentlichen Spott und der Schande preisgeben kann. Sie sind da im Besitz von Papieren, die — — Sie begreifen, daß ich mich erst von der Beschaffenheit dieser Papiere, wie von der Richtigkeit Ihrer Person, genauer überzeugen muß. Lassen Sie mir Ihre Papiere für kurze Zeit zur Untersuchung. Ich werde Ihnen indessen in meinem Schlosse Wohnung geben.“

„So sprach sie. Nun erst nahm ich wahr, daß sie mich nicht ablängnen könne, aber mich als einen Schandfleck ihres Lebens ansehen und verlängnen möchte; daß es ihr darum zu thun war, nur die Papiere, meine einzigen rechtsgültigen Beweise, in ihre Gewalt zu bekommen. Ich steckte die Papiere zu mir; erklärte ihr mein Erstaunen, daß in ihrer Brust keine Empfindung für mich spreche; erklärte ihr, daß ich die Papiere nicht abgeben werde anders, als vor Gerichten; daß ich ihr acht Tage Bedenkzeit gäbe, daß ich zu Siegean ihren Entschluß abwarten, und dann meine Ansprüche rechtlich geltend machen würde, wenn sie bis dahin nicht die Gefühle einer Mutter über die Regungen ihres Familienlebens herrschend werden ließe.

„Sie stand verstummt. Ich verließ sie mit empörtem Herzen.

Wie ich die Schloßstreppe hinabging, hörte ich sie hinter mir schreien, allerlei Namen und die Befehle rufen: „Haltet den Menschen fest! Laßt ihn nicht aus dem Schlosse! Nehmt ihn in Verhaft! Setzt ihm nach!“ Einige Mägde sahen mich erschrocken an und riefen dem Thürhüter zu, er solle das Thor sperren. Ich warf den alten Kerl zu Boden, indem ich mein Pferd hinausführte. Ich setzte mich auf und jagte davon. Hinter mir her ward ein Schuß gethan. Ich sah mich um. Ich erblickte Bediente und Jäger vor dem Schloßthor, oben am Fenster die Gräfin, meine schändliche Mutter.

„In Siegean wollte ich in dem elenden Wirthshause die bestimmte Frist von acht Tagen abwarten. In der dritten Nacht erwachte ich von einem verworrenen Geräusch aus dem Schlafe. Ich horchte. Es waren Menschen in meinem Zimmer; vermuthlich Diebe. Ein Schimmer von Licht fuhr an der Decke umher. Es that sich eine Blendlaterne auf. Ich flog wie ein Rasender aus dem Bett auf, ergriff und schwang den Nachttisch und schlug um mich her. Die Laterne stürzte mit ihrem Träger zu Boden. Ein Anderer that einen dumpfen Schrei. Ich schlug noch lange wüthend herum, bis ich odemlos ward und bemerkte, ich müsse wohl allein sein. Ich nahm die Laterne und zündete meine Kerzen an. Im Wirthshause war Alles still im ersten Schlaf. Am Boden lag ein unbekannter Mensch. Ich hielt ihn für todt. Ich beschloß, Lärmen zu machen, kleidete mich in Gil an. Während dem bemerkte ich, daß der Unbekannte sich zu regen anfing. Er war nur von einem schweren Streich betäubt gefallen. Ich fiel über ihn her, durchsuchte ihn. Er hatte ein geladenes Terzerol bei sich und ein langes Messer. Ich band ihm mit den Seilen meines Reisefoffers Hände und Füße, damit er mir nicht entlaufe. Darüber kam er ganz zu sich selbst. Er winselte, als er seinen Zustand sah. Mit dem Messer auf seine Brust zwang ich ihm das Geständniß

dessen ab, was er bei mir gewollt. Nicht mein Geld, nicht mein Leben, sondern meine Papiere auf Befehl der Gräfin hatte er mit seinem Kameraden gewollt. Sie hatten gehofft, mich im Schlaf zu überrumpeln und zu schrecken. Am Boden lag auch eine Gesichtslarve.

Der Gräfin zu schonen, machte ich keinen Lärmen. Der Kerl blieb mein Gefangener und Unterpfand. Der Gräfin schrieb ich durch einen Gilboten, sie müsse persönlich binnen vierundzwanzig Stunden in Siegean erscheinen und den Gefangenen durch Vergleich mit mir lösen. Statt ihrer erschien ein Bevollmächtigter. Der Vergleich wurde getroffen. Vor Notarien und Zeugen empfing ich in aller Form die Uebergabe der Schenkung, vermittlest welcher ich in den Besitz von fünfzehntausend Livres Renten kam. Aber alle meine Papiere mußte ich dagegen versiegelt in die Hände der Gräfin liefern.

„So schieden wir. Nun stand ich wieder einsamer, denn jemals in der Welt. Mein einziger Jugendfreund hatte mich betrogen; meine Geliebte hatte mich verrathen; meine Mutter hatte mich verachtet und verstoßen. Das geschah alles in den ersten Jahren unserer Staatsumwälzung. Ich bin seitdem viel in der Welt herumgefahren, und fand die Schlechtigkeit überall. In Paris entkam ich mit Noth dem Tode. Da war der Judas, mein ehemaliger Freund von Toulouse, ein wüthender Freiheitsapostel und Ankläger meiner Aristokratie geworden. Ich nahm Dienste unter den republikanischen Heeren. Ich machte einige Feldzüge mit. Am Rhein focht ich gegen die Condeer. In einem der Gefechte mit den Ausgewanderten erblickte ich unter denselben den Judas. Er erkannte mich. „Habe ich dich endlich?“ schrie er wüthend, und stürzte gegen mich; ich gegen ihn. Während wir gegen einander fochten, schoß ihn ein Soldat meiner Kompagnie nieder, der mir zu Hilfe kam. — Da haben Sie meine Geschichte.“

Wir waren während dieser Erzählung beim Posthause eines Städtchens vorgefahren. Wir beschlossen, einige Stunden der Ruhe zu genießen und in aller Frühe weiter zu reisen. Der unglückliche Mann war mir durch seine Schicksale sehr werth geworden.

Folgenden Morgens, da wir beim Frühstück saßen, hob er plötzlich an: „Es bleibt dabei; ich reise nach Marseille, von da nach Italien. Ich verlasse Sie.“

Ich bedauerte, seine Gesellschaft verlieren zu müssen, drang aber nicht in ihn, mich weiter zu begleiten. „Herr von Drny,“ sagte ich, „Sie haben mir durch Ihre vertrauliche Mittheilung die höchste Theilnahme eingefloßt. Ich wünschte im Stande zu sein, Ihnen durch irgend einen Dienst zu beweisen, wie sehr ich Sie schätze. Jetzt habe ich leider für Sie nichts Besseres, als einen guten Rath.“

„Der wäre?“ fragte er finster.

„Sie sind unglücklich, sehr unglücklich, weil Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenschaften der ungerechteste Mann von der Welt geworden sind, nachdem Sie einst, als Jüngling, sich in einigen Personen getäuscht hatten, die Ihnen durch Zufall die nächsten gewesen waren. Es ist der gewöhnliche Gang aber, daß, wer anfangs zu viel und zu fest traut, nachher zu wenig glaubt und vertraut. Um einiger verächtlicher Menschen willen muß man keine Welt verachten. Wie manches edle Herz, das sich Ihnen seitdem gern genähert hätte, mögen Sie kalt zurückgestoßen haben!“ — Gehen Sie nicht nach Marseille, nicht nach Italien; da werden Sie nicht genesen. Gehen Sie nach Gransac; da finden Sie in der vortrefflichen Familie Albret Arznei. Da kennt man Sie. Da hat man mit Ihren Schwächen Geduld; da ehrt man Ihre Tugenden. Und Sie kennen diese Familie. Sagen Sie mir, welches Glied derselben ist von schlechtem Gemüth, als Sie? Sind die guten Menschen von Gransac Ihnen gleich, warum sträuben Sie sich gegen Ihre Ueberzeugung, sie liebenswürdig zu finden?“

Ich sagte das mit der reinsten Herzlichkeit. Er fühlte sich auch gar nicht dadurch beleidigt. Er murmelte nur ein paar Worte vor

sich hin und ging fort, Pferde zu bestellen. Er begleitete mich zum Wagen. Wir umarmten uns, wie alte Freunde. Er schien bewegt. Ich drückte ihn noch einmal an meine Brust und sagte leise zu ihm: „In Gransac ist Ihre Arznei.“ Dann verließ ich ihn.

Angekommen in Perpignan, erfuhr ich vom General, mein Regiment sei schon vor sechs Tagen nach Katalonien aufgebrochen. Zugleich überraschte er mich angenehm mit einem Brevet. Der Kaiser hatte mich zum Major gemacht. Ich eilte dem Regimente nach, und trat bei demselben sogleich meinen Dienst an.

Wir schlugen uns mit abwechselndem Glück ein paar Jahre lang mit den Spaniern. Ich will hier keine Geschichte unserer Feldzüge geben. Sie sind bekannt, und die Thaten der Einzelnen verschwinden in der ungeheuern Masse der Geschehenheiten. Nur das will ich sagen, weil ich es aus Erfahrung sagen kann, daß man der spanischen Nation, zumal den Kataloniern, die uns so lange widerstanden, viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihr Heldenthum in den Himmel erhebt. Muth haben, ist gar kein Verdienst für Männer, und keiner Bewunderung werth. Die Katalonier, und so auch die übrigen Spanier, haben wahrhaftig nicht mehr Muth und Ausdauer, als andere Völker. Aber der große Haufe, besonders in den Dörfern, ist in Armuth und Entbehrung, Sittenlosigkeit und Arbeitscheue, Unwissenheit und Vorurtheilen aufgewachsen. Solche Leute bekümmern sich wenig darum, wenn man ihre elenden Hütten wegbrennt. Die sind bald wieder aufgebaut. Haben sie ein paar Zwiebeln, eine Brodrinde, sind sie für den Tag zufrieden. Folglich fürchten sie keinen Feind, und sehnen sich nach keinem Frieden, weil sie nichts zu verlieren haben.

In zivilisirten Ländern ist das anders. Der gemeine Spanier kann im Kriege auf fremde Kosten leben, plündern, Beute machen. Da hat er mehr, als ihm der Friede verschafft. In wohlhabenden Ländern verliert auch der Sieger in der Länge des Krieges von seinem Wohlstand. Daher ist der Spanier im Kampf ausharrender gewesen, als andere Völker waren. Es war nicht die Frucht seines Helbengeistes, seiner Gemüthsgröße, seiner Vater-

landsiebe. Er kennt die Sachen kaum. Er ist geborner Knecht seiner Obrigkeiten, seiner Pfaffen. Die bringen ihn mit einem Stück Geld und mit Hölle, Fegfeuer und Ablass, wohin sie wollen. Sein ganzes Christenthum hängt in den Knoten des Rosenkranzes. Es sind unter den Spaniern herrliche, edle, und großsinnige Geister. Aber ihre Anzahl ist äußerst klein. Ich bedaure diese trefflichen Menschen, daß sie unter solchen Landsleuten leben müssen.

Wir hatten einen schweren Dienst; fast täglich Märsche und kleine Gefechte. Boden und Klima des Landes stritten gegen uns. Die angenehmsten Augenblicke genoß ich hier, wenn ich einsam sein und träumen konnte. Und wovon träumte ich? Von Gransac und Fanchon. Ihr Bild war so fest in meinem Gedächtniß, daß ich unzählige Male mir zum Vergnügen ihren Schattenriß mit der Scheere in Papier ausschchnitt, und er war immer wohlgetroffen.

Ich lebte übrigens in Spanien, selbst in den langweiligen Garnisonen, sehr eingezogen. Meine Kameraden nannten mich oft den Menschenscheuen. In der That wäre ich beinahe das geworden, wovon ich den Herrn von Drny gern geheilt hätte. Ich war aber auf ganz entgegengesetztem Wege zu meiner Stimmung gelangt, als er. Ich war gleichgültig gegen die menschliche Gesellschaft geworden, ja, ich mißte sie, wie ich konnte, nicht weil ich von ihr betrogen worden war, sondern weil ich nie wieder so lebenswürdige Menschen finden zu können Hoffnung besaß, als ich in der Familie Albret angetroffen hatte. Wer das Köstliche genossen, fragt dem Gemeinen nicht mehr nach. Der Tod meines Vaters, der mir ein anständiges Vermögen hinterließ, und die Unmöglichkeit, mich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, vermehrten meine Verstimmung.

In dieser unbehaglichen Lage hielt ich noch ein paar Jahre aus. Sie waren reich an Begebenheiten und Thaten, die aber eher verdienen, vergessen, als erzählt zu werden. Eine Kugel endete unter den Wällen von Tarragona meine militärische Laufbahn. Kurz zuvor hatte ich den Orden der Ehrenlegion empfangen, bald nachher die Stelle eines Oberlieutenants. Die Wälle von Tarragona

wurden erstürmt. Ich führte mein Bataillon, und eine Flintenkugel, die mir den Fuß durchbohrte, warf mich zu Boden. Man hatte so viel Menschlichkeit, mich aus dem Getümmel hinwegzutragen. Meine Soldaten liebten mich. Ich verlor viel Blut und eine Zeit lang die Besinnung. Man brachte mich nach Barcelona. Es war anfangs die Frage, ob man mir den Untertheil des Fußes abnehmen wolle. Mir galt Alles gleich. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn man mir den Tod angekündigt haben würde. Der Gedanke, mich zeitlebens als Krüppel an den Krücken umherzuschleppen zu müssen, hatte durchaus für mich nichts Erquickendes.

Die Sachen änderten. Ein junger Wundarzt nahm sich meiner mit Vorliebe an, und widersprach fest seinen Vorgesetzten, die mir meinen Fuß nehmen wollten. Der junge Mann verstand mehr, als seine Obern, was in der Welt gar nichts Seltenes ist. Die Herren stritten lange. Die Oberärzte behaupteten, ich müsse den Fuß oder das Leben im Stich lassen; der Brand sei unvermeidlich. Der junge Unterarzt behauptete, man könne mir beides lassen; nur der verletzte Fuß würde steif und zum Militärdienst untauglich bleiben. Man ließ mir endlich die Wahl. Ich entschied, mit angebrochter Lebensgefahr, mich dem jungen Unterarzt anzuvertrauen. Und ich that wohl daran. Ich behielt den Fuß und das Leben.

Die Heilung zog sich in die Länge. Inzwischen erhielt ich den ehrenvollen Abschied mit Jahrgeld. Man schleppte mich von Barcelona in die Bäder; von den Bädern nach Figueras und Perpignan. An einem Krückenstock konnte ich wieder wandern, ohne Schmerz, ohne hinken zu müssen. Der Fuß hatte nur eine große Schwäche behalten. Aber auch diese, bis auf eine gewisse Steifheit, verlor sich nach und nach.

Man gab mir den Rath zur Fortsetzung des Gebrauchs von Mineralbädern. Ich war entschlossen, in meine Heimath zu gehen, um mich in Besitz meines väterlichen Gutes zu setzen. Da mein Vermögen aber unter Aufsicht eines meiner Verwandten wohl besorgt war, dachte ich, nicht ohne Herzklopfen, an die Bäder von Gransac. Ach, ich hatte nur zu oft schon dahin gedacht! Doch dahin zu gehen,

hielt mich mancherlei Besorgniß zurück. Fanchon war ohne Zweifel schon vermählt. Seit vier bis fünf Jahren hatte sich in der Familie Albret gewiß viel verändert. Und wäre Fanchon noch frei gewesen, was hatte ich von ihr zu erwarten? Ich liebte sie einst; sie aber hatte mich nie geliebt. Ich setzte von neuem meine Ruhe und Zufriedenheit für lange Zeit aufs Spiel. Fanchon konnte auch gestorben sein. Das Herz bebt mir bei dem Gedanken. Besser für mich, ich blieb in der Unwissenheit. Ich war jetzt so glücklich, so harmlos, als man es irgend bei einem steifen Fuße sein kann. Keine Leidenschaft quälte mich. Die Stürme der ersten Liebe hatten sich verloren. Ich war unabhängig, und die Welt stand mir offen.

Ich kämpfte lange mit mir, und entschied endlich, wogegen meine Vernunft kämpfte, wohin mein Herz mich zog, nach Gransac zu gehen.

In einem bequemen Wagen, den ich in Perpignan zu kaufen Gelegenheit fand, fuhr ich, begleitet von meinem vielgetreuen Thomas, nach Gransac.

Als ich nach einigen Tagen endlich den kleinen Ort, der meine Gedanken so oft beschäftigt hatte, in der Ferne vor mir liegen sah, ergriff mich eine seltsame Angst. Ich wünschte, weit davon zu sein; und wenig fehlte, ich hätte dem Postknecht Befehl gegeben, wieder umzukehren. Es war mir wie Ahnung, es sei nicht gut für mich, dahin zu gehen, — es erwarte mich ein Unglück. Umsonst suchte ich meine abergläubige Furcht zu überwinden. Ich fuhr durch den Ort, und hielt vor dem mir nur allzuwohl bekannten Wirthshause still mit Herzklopfen.

Es war eine liebliche Sonntagsfrühe. Die ganze Familie Albret befand sich in der Kirche, außer — sie kam mir entgegen, wie ich ins Haus trat. Wem hätte da nicht das Herz klopfen müssen? Es war Fanchon. Es war nicht Fanchon, sondern eine lebendige Vergöttlichung Fanchons. Immer noch hatte ich mir das kaum sechszehnjährige Mädchen in meinen Einbildungen vorgestellt; — aber welche Verwandlungen können vier Jahre verursachen? Es war die vollendete Jungfrau, in einem Liebreiz, in einer Zartheit,

in einer Würde — — ich kann den Eindruck nicht aussprechen, welchen dieser Anblick auf mich machte. Ich blieb nach einer stummen Verbeugung sprachlos vor ihr stehen. Sie begrüßte mich in ihrer freundlichen Weise, mit dem ihr eigenthümlichen unschuldig-verführerischen Lächeln.

„Gott, wie schön Sie geworden sind!“ sagte ich endlich: „Aber mich kennen Sie nicht mehr.“

Sie hatte mich freilich eben so schnell erkannt, als ich sie. Ihre Erröthung, der freudige Blick ihres Auges verrieth es. „Halten Sie uns für Leute von so kurzem Gedächtniß?“ sagte sie: „noch gestern Abend unterhielten wir uns von Ihnen. Wir hielten Sie für verloren und todt, wenigstens für uns. Welches Wunder führt Sie zu uns?“

„Wie können Sie so fragen?“ sagte ich, und drückte ihre Hand an meine Lippen: „Welches Wunder könnte es sein, wenn es nicht das schönste aller Wunder unter dem Himmel wäre, wenn Sie es nicht selbst wären? Sie hätten auch, wäre ich in Spanien gefallen, meinen Geist wieder in die Oberwelt gerufen.“

„Wäre das in meiner Gewalt gewesen,“ sagte sie schalkhaft lächelnd, „würde ich mich wohl gehütet haben, Sie zu früh aus dem Fegfeuer zu rufen, ehe Sie darin von aller Lust an Schmeichelei geläutert, die reinste Wahrheit geworden sein würden.“

„Ach,“ rief ich, indem wir ins Zimmer traten, wo Alles noch in der mir wohlbekannten Ordnung stand und lag, „lassen Sie mir immerhin Spanien als ein Fegfeuer gelten, und mich hier meinen Himmel wiederfinden, den ich sonst nirgends fand, seit ich Sie verließ.“

„Sie gehören also zu den gefallenen Engeln, die den Himmel aus Ehrgeiz verließen?“ erwiderte sie: „Wer steht dafür, daß Sie nicht abermals Rebellion beginnen und den langweiligen Himmel für die spanische Hölle vertauschen wollen?“

„Dafür kann ich keinen andern Bürgen stellen, als die schöne Himmelskönigin selbst, wenn sie gnadenreich auf mich blicken will, der ich der getreueste Unterthan sein würde.“

Sie hob drohend gegen mich den Finger auf und sagte: „Sie haben in der That noch viel vom gefallenen Engel an sich, und kehren böser heim, als Sie uns verließen.“

„So heiligen Sie mich wieder durch Ihre Güte. Schon meine Wiederkehr verräth Ihnen die Sehnsucht nach Besserung. Wenn Sie mich nicht aus dem Himmel stoßen, verlasse ich ihn nie wieder. Werden Sie mich verstoßen?“

Sie erröthete, und konnte nicht antworten.

„Werden Sie mich verstoßen?“ fragte ich, und sah forschend auf sie hin.

Sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und erwiderte: „Je nachdem Sie fromm sind. Wir wollen sehen. Aber ich fürchte, Sie haben in der Schule der schönen Spanierinnen nicht viel Gutes gelernt.“

Wie wir noch so sprachen, ging die Thür auf. Herr Albret mit seiner Frau und einigen seiner kleinen Töchter, alle wie Amoretten, traten ins Zimmer. Herr Albret und seine Frau umarmten mich, wie ich sie, mit freundlicher Herzlichkeit, mit Rührung. Ich mußte ihnen erzählen, wie ich hierher gekommen, wie es mir ergangen sei. Sie standen mit freudeglänzenden Gesichtern um mich her. Ich sah, wie willkommen ich den guten Menschen war. Die kleinen schüchternen Mädchen traten näher; doch suchte ich noch vergebens die liebenswürdige Annette unter denselben. Ich wagte kaum, nach ihr zu fragen. Ich fürchtete eine Antwort, die ich eben in der gegenwärtigen Stimmung vermeiden wollte. Ich fürchtete, jener zarte Engel, zu schön, zu gut für diese Welt, sei in eine bessere hinübergeeilt. Und doch sah ich mich nach ihr überall um.

„Sie suchen, Herr Oberst . . .“ sagte Herr Albret.

„Es fehlt noch . . .“ sagte ich und stockte.

„Sie haben Recht!“ rief Frau Albret: „Spring, Juliette, und sage zu Fanchon, sie müsse sogleich kommen, der Freund sei bei uns, von dem wir gestern sprachen.“ — Juliette hüpfte davon. — „Mein Gott, welche Freude wird Fanchon haben!“ setzte Frau Albret hinzu.

Ich hörte diese Worte mit unglaublicher Verwirrung. Also mußte es Annette sein, die ich für Fanchon gehalten hatte. Ich hätte aber doch wohl berechnen können, daß Annette nicht mehr nach vier Jahren das vierzehnjährige Mädchen, sondern die achtzehnjährige Jungfrau sein müsse. Ich weiß nicht, wie mir bei dieser Ueberraschung ward. Aber man schien sie zu bemerken. Ich schlug die Augen seitwärts gegen die auf, die ich für Fanchon gehalten hatte. — Wohl war es Annette selbst; aber sie war in diesem Augenblick so ernst, so blaß geworden, daß ich erschrak.

„Ihnen ist nicht wohl?“ sagte ich, und trat zu ihr. Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht und erzwang ein Lächeln. Die Mutter ward aufmerksamer, und nöthigte sie, ins Freie zu gehen. „Sie haben das Mädchen,“ sagte Herr Albret, „durch Ihr plötzliches Erscheinen zu sehr erschüttert. Es könnte der Fanchon nicht besser gehen. Man muß sie vorbereiten. In ihren Umständen wäre es gefährlicher. Ich hoffe, sie wird mich in einigen Monaten zum andernmal mit einem Enkel erfreuen.“

„Wie? Fanchon ist verheirathet?“ rief ich.

„Hat Ihnen denn noch Keiner von uns gesagt, daß sie seit einigen Jahren schon mit Herrn Drny vermählt ist?“

„Mit dem Menschenfeind?“

„Allerdings!“ antwortete Herr Albret: „Aber sie hat den wunderlichen Kauz bekehrt, man kann nicht besser. Er ist ein ganz anderer Mann geworden. Er wohnt zu Gransac, hat sich das schönste Landhaus gekauft, das wir im Orte haben, und seine Wohnung auf immer hier genommen. Denn ich lasse keine meiner Töchter aus Gransac ziehen. Die Mädchen wissen das aber auch.“

„Herr Albret,“ sagte ich zu ihm leise, und führte ihn zum Fenster, „nur auf ein Wort! Gibt es in Gransac nicht vielleicht noch ein schönes Haus zu verkaufen?“

Er lachte aus vollem Halse bei der Frage, betrachtete mich eine Weile, und erwiderte endlich: „Man hat vor einigen Tagen von dem neuen Hause im Garten gesprochen, an dem Sie auf der Landstraße vorbeifuhren, ehe Sie zum Schlagbaum kamen. Es

hieß damals, es werde feil sein. Fragen Sie nur Annetten, die weiß es besser, als ich."

Während ich noch meine Bekanntschaft mit dem kleinen Mädchen erneuerte, oder vielmehr erst stiftete — denn alle waren seit meiner Abwesenheit gewachsen und verwandelt —, erschien mein Menschenfeind Drny; an seinem Arm eine schöne, junge Frau, mit einem Liebesgott von anderthalb Jahren auf ihrem Arm. Es war — nun erst erkannte ich sie — es war Fanchon.

Wir begrüßten uns gegenseitig mit einer Zärtlichkeit, als wären wir von jeher die innigsten Freunde gewesen.

"Ich bin Ihr großer Schuldner!" sagte Herr von Drny zu mir: "Ich hoffe, Sie werden mir wenigstens das Vergnügen gönnen, Ihnen meine Dankwilligkeit zu zeigen und Sie in meiner Wohnung zu bewirthen. Ich habe Ihren Rath auf gut Glück befolgt, den Sie mir beim Abschiede gaben. Wissen Sie noch, daß Sie mir empfahlen, statt nach Italien, nach Gransac zu gehen, hier würde ich Arznei für mich finden? Ich ging nach Italien und fand sie nicht. Da fielen mir in Florenz Ihre Worte bei. Ich ging nach Gransac, und fand die Arznei und genas, und sie war noch nicht gar übel zu nehmen." — Bei diesen Worten küßte er die erröthenden Wangen der schönen Frau.

"Glauben Sie ihm nur nicht!" rief Fanchon: "Er macht zuweilen noch krause Mienen und klagt, die Arznei sei doch auch bitter."

"Dafür ist's und bleibt's Arznei!" versetzte er lachend.

Es war ein glückliches Pärchen. Drny lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Alle Sonntage pflegte die Familie Abret bei ihm zu sein. Er erzählte mir, daß er sich mit seiner Mutter versöhnt und sie zu sich genommen habe. In den Jahren der Revolution war sie um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Das hatte ihn bewogen, gleich nach seiner Vermählung mit Fanchon, und zwar auf Fanchons Verlangen, ihr zu schreiben und den Aufenthalt bei sich anzubieten. Ich lernte sie kennen. Sie war eine geistvolle Frau, der man im Umgang wohl noch den Ton der großen Welt und einen gewissen Adelsstolz ansprach, die

aber unter mannigfaltigen Unglücksfällen eine gewisse Milde der Gesinnung, eine duldbende Hingebung in den Ernst des Verhängnisses, eine religiöse Ansicht des Lebens gewonnen hatte, wodurch sie für Jeden um so anziehender wurde.

Es entstand bei Tische ein freundschaftlicher Streit zwischen den liebenswürdigsten Personen von der Welt um meine Person. Drny und Fanchon verlangten, ich müsse, so lange ich in Gransac verweile, bei ihnen wohnen. Herr und Frau Albret behaupteten mit vieler Beredsamkeit das Recht ihrer ältern Ansprüche. Selbst Juliette, Caton und Celestine, die jüngern Töchter Albrets, mit denen ich bald bekannt geworden war, mischten sich kindlich-lebhaft in den Wortwechsel. Nur die Cécile, die ich am liebsten gehört, deren Stimme entscheidendes Ansehen gehabt haben würde, nur Annette schwieg. Ich blickte fragend, als möchte ich deren Befehl vernehmen, zu ihr hinüber. Sie schien aber dabei so gleichgültig zu sein, daß es mich schmerzte. Sie belustigte sich nur an dem lauten Kampfe, als eine Zuhörerin, die dabei gar nicht interessiert war. Und da die junge Frau von Drny sie um Hilfe für ihr Haus rief, antwortete Annette lächelnd: „Du demuthswolle Fanchon, warum zweifelst du an deinem Triumph? Wann hattest du je zu deinen Siegen den Beistand deiner Schwester nöthig?“ Aber wie lächelnd sie auch und wie lustig scherzend sie die Worte sprach, schien doch dabei, wenn ich mich nicht zu sehr betrog, eine kleine Bitterkeit — nein, nicht Bitterkeit — aber ein leichter Schmerz um ihre holden Lippen zu schweben, den ich mir zum Vortheil gedeutet hätte.

Ich sah voraus, daß man am Ende mir selbst die schwierige Entscheidung übertragen würde. So bat ich um Erlaubniß, von Albrets zu Drny's Haus und wieder zurückflattern zu dürfen, soviel sich mit einem lahmen Fuß flattern ließe; für mich wären einige hundert Schritte keine Entfernung von geliebten Personen, denen ich auch in Katalonien immer mit dem Geiste nahe gewesen wäre.

Letzteres wollte man bezweifeln. Nun erst vernahm ich eine Reihe von Vorwürfen, daß ich in vier Jahren auch nicht ein einziges Wörtchen nach Gransac über die Pyrenäen geschickt habe. Alle machten mir Vorwürfe; nur Annette nicht. Vielmehr nahm sie, aber sehr boshaft, meiner sich an. „Eben weil der Herr Oberst beständig im Geiste bei uns war, schrieb er nicht,“ sagte sie: „man schreibt denen nicht, von denen man nicht getrennt ist.“

Man ließ natürlich diese Vertheidigung nicht gelten. Da fiel mir mein Silhouetten-Schneiden ein, das ich in Spanien getrieben, und erzählte, wie mein schönster Zeitvertreib gewesen, mir die Familie auch dem Auge beständig zu vergegenwärtigen. Bei dieser Gelegenheit erlaubte ich mir eine kleine Lüge, und sagte zu Annetten, um sie für ihre Bosheit zu strafen: von allen Silhouetten aber sei mir die ihrige immer am besten gelungen. Auf der Stelle mache ich mich anheischig, ihren Schattenriß auszuschneiden, ohne sie anzusehen. Man ergriff mich beim Wort. Scheere und Papier wurde gebracht. Ich zählte auf Annetten's Ähnlichkeit mit Fanchon. Ich ging zum Fenster. In wenigen Minuten war die Arbeit gemacht, in der ich Übung genug gehabt hatte. Ich überreichte Annetten's Schattenriß dem schönen Mädchen selbst.

Sie betrachtete ihn ein Weilchen, schüttelte das Köpfchen und sagte: „Das ist Fanchon!“ Die Silhouette ging von Hand zu Hand, und Jeder sagte: „Das ist Fanchon!“ — Ich gerieth in Verlegenheit. Fanchon machte mir einen Knix und sagte: „Das bin ich.“ Drny warnte mich mit drohendem Finger und sagte: „Ich wünsche mir Glück, daß ich nicht zu spät kam.“ Frau Albret machte die Sache noch schlimmer, während sie sie gut machen wollte. „In der That finde ich darin doch viele Ähnlichkeit mit Annetten,“ sagte sie: „allein als der Herr Oberst von uns reisete, war sie ein vierzehnjähriges Kind; im Schattenriß gleicht sie mehr sich in gegenwärtigem Alter. Damals trug sie auch nicht das Haar so, sondern es war mehr Fanchon's Art. Aber das sind Nebendinge.“

„Hauptsachen!“ rief Alles: „Beweis, daß er nur an Fanchon gedacht.“

„Nein,“ erwiderte ich: „Beweis nur, daß das Bild beider in ihren Zügen allzuverwandten Schönheiten in meinem Gedächtniß zu einem einzigen ward. Und würde ich meinen Koffer öffnen, könnte ich Ihnen noch die Rose wohl erhalten zeigen, die ich als das einzige Kleinod von Gransac mitnahm; die Rose, welche mir Fräulein Annette beim Abschiede gab.“

Annetten's Gesicht erglühete schamhaft. Sie warf einen zweifelhaften Blick zu mir herüber. Frau Albret sagte: „Wir haben die Ihrige noch unter Rahmen und Glas, von lieblicher Stickerei umkränzt.“

Es war mir lieb, daß nun Jeder Beweise der ununterbrochenen Freundschaft und Erinnerung geben wollte. Damit entkam ich einer peinlichen Verlegenheit.

Denn Annetten hatte ich wohl einst wie ein Urbild kindlicher Schönheit bewundert; aber Fanchon hatte ich geliebt, Fanchon immer gedacht und in Gransac wieder gesucht. In den Augenblicken meiner Ankunft sah ich nur Fanchon in Annetten; nur weit reizender erblickte ich sie wieder, als ich sie je gesehen. Ich liebte sie von dem Augenblick an mit höherer Leidenschaft. Es war mir seltsam zu Muth geworden, als ich meines Irrthums inne ward, und mich überzeugte, Annette sei der Gegenstand meiner Achtung. Ich war in einer erwartungsvollen ängstlichen Betäubung und Spannung, oder wie ich es nennen soll, ehe ich die wirkliche Fanchon wieder sah. Sobald sie aber an der Seite ihres Gemahls erschienen war, hatte sich Alles in mir geändert. Jede Empfindung in mir sprach nur für Annetten. Fanchon war noch jung, noch schön, noch liebenswürdig; aber neben Annetten schien sie nicht mehr Fanchon zu sein. Der Zauber war gelöst. Fanchon galt mir noch als eine theure Freundin; aber ich selbst begriff nicht mehr, wie ich sie habe vergöttern können. Und wäre sie noch jetzt unvermählt gewesen, ich würde nur Annetten geliebt haben, niemals Fanchon. Schon bei meinem ersten Aufenthalt empfand ich für Annetten eine eigene, dunkle und doch lebendige Neigung, die ich mir weder erklären noch deutlich machen konnte. Ich liebte Fanchon als Mädchen, Annetten wie ein himmlisches Gebilde, nicht geschaffen für

diese Welt; wie ein Wesen höherer Art, dem man sich kaum mit irdischem Sinne nähern solle.

Fanchon war sehr glücklich mit ihrem Gatten; er genoß den Himmel durch sie. Das Landhaus, welches sie bewohnten, stand sehr angenehm, von großartigen Gartenanlagen umgeben, geräumig, hell, geschmackvoll aufgeführt. Drny hatte daran noch Vieles verschönert.

Ich war fast alle Tage dort und erging mich in den schattigen Wegen des Gartens, wenn ich aus dem Bade kam. Ich beneidete Drny's Glück, wenn ich ihn mit dem jungen Weibe Arm in Arm vertraulich durch die Gebüsche wandeln sah, oder ihn auf einer der saubern, grünen Bänke vor ihrem Wohngebäude neben ihr im Gespräch fand. Dann dachte ich mir wohl mein eigenes Glück, wenn ich so an der Seite der lieblichen Annette wandeln könnte — aber täglich mit gesunkeneren Hoffnungen. Annette liebte mich nicht. Vier Wochen habe ich in Gransac gelebt, und nie fand ich sie in ihrem Verhältniß gegen mich geändert. Ich blieb noch vier Wochen, und fand keinen Augenblick, sie auch nur ein einziges Mal allein zu sehen. Das Vierteljahr verfloß, und ich stand, wie durch eine unsichtbare Macht gebunden, entfernter von ihr, als ich es in den ersten Tagen gewesen war.

Gleichwie einst mein Verhältniß mit Fanchon vor vier Jahren gewesen, war nun dasselbe mit ihrer Schwester. Wie jene, wußte auch diese jedes ernstere Wort hinwegzuscherzen, und jeden Versuch einer Annäherung zu vereiteln, ohne den Schein zu haben, dies eigentlich zu wollen. Was Fanchon vermittelt ihrer Schmetterlingshaftigkeit sonst bewirkt hatte, da sie nicht hörte, nicht verstand, was sie nicht wollte oder sollte: das ward Annetten noch unendlich leichter durch die Unbefangenheit einer wahrhaft kindlichen Unschuld und eine gewisse Hoheit, die, mit allem Schönen, was sie war und that, wundersam verbunden, Jedem, der ihr nahte, eine unwiderstehliche Ehrfurcht einflößte. So groß war die Macht, welche sie über mich übte, daß ich, sobald ich in ihrer Umgebung war, selbst nicht anders sein konnte, als sie; daß ich mich, neben dem ruhigen,

heitern, verklärten Engel meiner Liebe, meiner Leidenschaft wie eines unheiligen Gefühls, wie eines Wahnsinns schämte.

Desto zerrissener aber war es in meinem Innern. Ich gab beim Annähern des Herbstes meine Hoffnung auf, und dachte nur durch Flucht größerm Leiden zu entgehen. Die Ruhe meines Lebens war verloren.

Ich gab vor, daß dringende Einladungen meiner Verwandten mich zu seinen väterlichen Gütern riefen, und bereitete Alles zur Abreise. Man bedauerte, mich zu verlieren; auch Annette that, wie die Uebrigen. Man wollte mir das Versprechen abzwängen, im künftigen Frühjahr spätestens wieder einige Monate in Gransac zuzubringen; nur Annette that hier nicht, wie die Uebrigen. Ich ward zweifelhaft, ob sie mich vielleicht liebe, oder meiner wirklich los zu sein wünschte.

Eines Morgens ging ich mit ihr und Fanchon durch Drny's Garten. Ich blieb vor einem Rosenstocke stehen, und sagte scherzend zu ihr: „Als ich das erste Mal Gransac verließ, gaben Sie mir eine Rose auf den Weg mit. Diesmal empfangen Sie auch nicht einmal diese mehr. Die Blumenkönigin ist verschwunden. Sie ließ nur, wie jede Freude, wenn sie verblüht ist, die Dornen zurück.“

Annette erröthete, blickte verlegen seitwärts, sammelte sich aber schnell wieder aus ihrer Verwirrung, und versetzte mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „Diesmal ist die Reihe an meiner Schwester.“ Fanchon war im Begriff zu antworten, als ein Mädchen kam, sie unterbrach und von uns abrief. Annette schien ihrer Schwester folgen zu wollen. Diese aber ging und sagte: „Ich bin den Augenblick wieder bei euch. Vereinigt euch indessen über die wichtige Streitfrage!“

„So werde ich diesmal ohne Andenken von Ihnen scheiden!“ sagte ich.

„Bedürfen Sie dessen?“ fragte sie zurück.

„Nicht eben der Erinnerung willen an Sie — leider, mich wird Alles erinnern, daß ich fern von Annetten bin! — aber doch dies

Etwas, aus Ihrer eigenen Hand, würde Sie mir gewissermaßen mehr vergegenwärtigen. Es läge darin für mich vielleicht ein kleiner Trost.“

Schalkhaft lächelte sie mir in die Augen und sagte: „Annette, die Ihnen die Rose gab, war Ihnen doch in Spanien nicht so gegenwärtig, als Fanchon, die Ihnen keine gegeben. Darum wünschte ich mit Fanchon zu wechseln. Sie sehen, ich bin nur eigennützig.“

„Und nebenbei auch etwas ungerecht und sehr grausam. Sie wissen dies, Sie fühlen dies, und doch können Sie es sein. Darum wünsche ich jetzt, daß ich nie wieder nach Gransac gekommen wäre — denn das war mein Unglück, vielleicht auf immer. Darum werde ich Gransac nie wiedersehen.“

„Sie erschrecken mich, mein lieber Oberst. Wessen wollen Sie mich beschuldigen?“

„Daß Sie mich aus dem Orte vertreiben, welcher mir der liebste Fleck des Erdbodens ist.“

„Mein Gott, was schwärmen Sie da? Ich Sie vertreiben? Da sei Gott für! Die ganze Familie beklagt es, und ich nicht weniger, daß Sie uns verlassen müssen.“

„Während es allein von Ihnen abhängt, daß ich bleiben könnte. Nicht für Fanchon, nicht für Ihre ganze Familie, nur für Sie möchte ich und könnte ich bleiben. Nur Ihr Wink entscheidet über mich. Sie wissen das. Ich athme nur für Sie; ich liebe nur Sie. Die Welt hat für mich nichts Liebenswürdigeres. Soll ich bleiben?“

Annette schlug die Augen nieder, und ging schweigend vor sich hin durch die Gänge zwischen den geschornen Buchenwänden.

„Soll ich bleiben?“ fragte ich dringender, und nahm ihre Hand.

Sie sah mich mit einer ernsten Hoheit an und sprach: „Herr Oberst, täuschen Sie mich nicht, oder sich nicht. Wozu das? Bekennen Sie sich es selbst offen: Sie hatten in Spanien Annetten vergessen, und nur an Fanchon gedacht.“

„Nein, ich habe an Annetten gedacht, und Fanchon nicht vergessen. Annetts Rose ist noch mein Heiligthum geblieben, und soll einmal zu mir in den Sarg.“

„Herr Oberst, als Sie wieder aus Spanien kamen, hielten Sie mich für Fanchon. Seien Sie redlich gegen sich.“

„Ja, theure Annette, ich hielt Sie für Fanchon, aber ich fand Sie schöner, als Fanchon; fesselnder, bezaubernder, als Fanchon. Ich freute mich des Preises, den ich vor vier Jahren schon in der Rose Ihnen vor Ihrer Schwester gegeben hatte. Ach, Annette, ich verehrte Sie in Spanien nicht wie ein irdisches Mädchen, sondern wie einen nicht in diese Welt gehörigen Engel. Glauben Sie mir, und beklagen Sie wenigstens mein Schicksal, daß es mich nun von Ihnen trennt, da ich Ihnen nichts — nichts gelten kann.“

„Wer sagt das?“ fragte sie, und hob einen thränenvollen Blick zu mir auf.

Mich durchschauerte Entzücken bei dieser aus der Tiefe ihrer Seele hervorgehenden Frage, bei diesen Thränen. „O, Annette, soll ich bleiben?“

„Fragen Sie das noch, da ich schwach genug bin, mich Ihnen verrathen zu geben?“ sagte sie, und legte sich stillschweigend an meine Brust.

Noch hielten wir uns stumm umschlungen, da umfaßten uns noch andere Arme. Fanchon war herzugeschlichen, schlug ihre beiden Arme um uns, und küßte erst ihre Schwester, dann mich. „Ich hoffe, Annette, du wirst nicht zürnen,“ sagte sie, „wenn ich deinem blöden Schäfer nun endlich auch den Schwesterfuß gebe?“

So ward billig aus der Abreise nichts. Unter Fanchons muthwilligen, liebkoßenden Scherzen erholten wir uns von der ersten heftigen Bewegung. Wir kamen zum Herrn von Drny zurück. Der sagte: „Nun lebe ich erst ein ganzes Leben!“ Ein Ausdruck, worüber ihm Fanchon natürlich die strengste Strafpredigt hielt. Während sie noch zankten, entfernte ich mich auf einen Augenblick, und flog in die Nachbarschaft zum Besitzer des mir einst vom Herrn Albret als verkäuflich angedeuteten Hauses. Ich hatte dasselbe schon einige Male besucht und besichtigt. Ich wäre mit dem Eigenthümer,

der eine billige Summe forderte, schon längst darüber einig geworden, hätte ich Annetten's Entscheidung früher gehabt. Diese war da, und der Kauf war im Augenblick gethan und geschrieben. So kam ich zurück.

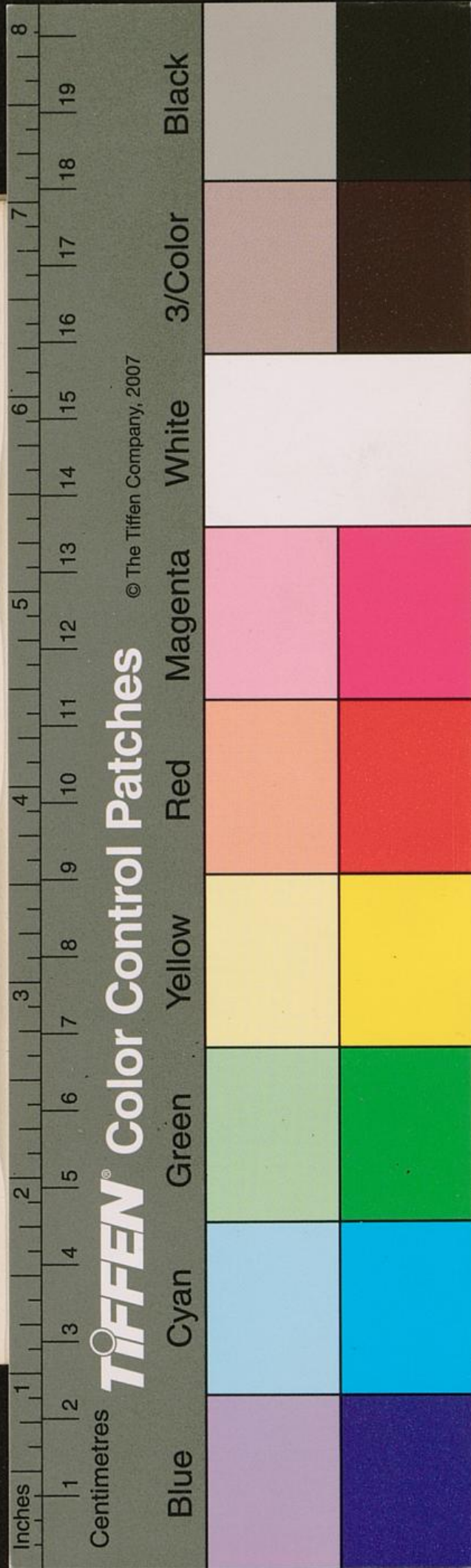
Annette streckte mir die Hand entgegen und fragte, über meine plötzliche und etwas lange Entfernung verwundert: „Wo sind Sie gewesen?“

„Ich habe in der Geschwindigkeit,“ flüsterte ich ihr ins Ohr, „ein hübsches Haus und einen Garten voll der schönsten Rosen gekauft. Es gehört mit heut' Ihnen.“

Sie erröthete freudig und rief: „Denkt auch, er hat uns das Dinantische Haus gekauft!“

Nun ging es im fröhlichen Zuge mit Drny zum Wirthshause zurück. Da erzählte ich Herrn Albret mit seiner Gattin von meinem Hauskauf. Herr Albret sah Annetten ein Weilchen scharf an. Sie flog ihrem Vater, dann ihrer Mutter mit unennbarer Seligkeit an die Brust.

Von diesem Tage an zähle ich meine Himmelstage auf Erden. Annette ist mein Weib. Das Wirthshaus von Gransac machte Drny's und mein Glück. Noch kann es vier Andere einst glücklich machen.



gft darüber einig gewor-
her gehabt. Diese war
n und geschrieben. So

und fragte, über meine
bundert: „Wo find Sie

sterte ich ihr ins Ohr,
der schönsten Rosen ge-

t auch, er hat uns das

Orny zum Wirthshause
seiner Gattin von mei-
ein Weilchen scharf an.
mit unnennbarer Selig-

immelstage auf Erden.
von Gransac machte Dr-
r Andere einst glücklich

rländer in Harau.